

Nr. 16. Bromberg, den 23. Januar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(21. Fortsetzung.

Im Rauchsalon wurde der Fall Minchen Enkelmann ernsthaft besprochen. Wo konnte das junge Mädchen sein? Über Bord war sie nicht. Das durfte als ausgeschlossen gelten. Sie war noch am Vormittag gesehen worden und jetzt war es zwei Uhr mittags. Die ganze Zeit über waren Menschen an Deck gewesen, sowohl auf dem Vorderdeck, als auf dem Hinterdeck. Wo aber konnte sie sein?

Allmählich bildeten sich kleine Gruppen, die sich anschickten, Minchen Enkelmann zu suchen. Sie wollten das ganze Schiff absuchen und nicht einen Winkel auslassen. Dann mußten sie sie finden. Dr. Heinicke nahm die Einteilung in die Hand. Er ging systematisch vor. Die erste Gruppe sollte die Laderäume übernehmen, die zweite in die Kajüten gehen, auch aufs Hinterdeck, da auch hier Passagiere untergebracht waren. Der dritten übertrug er den Maschinenraum, die Küche und die Räume der Schiffsangestellten, der vierten den Kohlenkeller und den Kielraum. Kein Plätzchen durfte übersehen werden. Er selbst wollte auf Deck bleiben und die Meldungen seiner Patrouillen abwarten.

Frau Enkelmann lag in ihrer Kabine, weinte und jammerte nach ihrem Minchen. Die Zuversicht, die sie noch vor kurzem bei Tisch gezeigt hatte, war ins Gegenteil umgeschlagen. Jetzt wußte sie, daß sie ihr Minchen niemals wiedersehen würde. Dietrich Overweg saß neben ihr, prüfte ihren Puls und rührte Bromsalz in ein Glas Wasser. Es war gut, daß er auch daran gedacht hatte. Bromsalz beruhigt die Nerven.

Doch was seine Hand gut machte, verdarb sein Mund. Auch er war um Minchen besorgt und machte aus seinen Sorgen kein Hehl.

Tante Therese wimmerte leise, während Dietrich redend und ihr das Bromwasser einflößend sich um sie bemühte. Es war seltsam, daß das Brom gar nicht wirken wollte.

Auch Dr. Heinickes Gesicht wurde immer länger, als eine Gruppe nach der anderen erfolglos von der Streife zurückkehrte. Jetzt blieb nichts weiter übrig, als dem Kapitän Mitteilung von dem traurigen Fall zu machen, damit er durch die Matrosen das Schiff noch einmal absuchen ließ.

Hedda Vulpius, die sich der zweiten Gruppe angeschlossen hatte und ebenfalls erfolglos zurückgekehrt war, saß in der Kabine bei Frau Enkelmann und kühlte ihr die Stirn. Sie hatte den Apotheker hinausgeschickt, damit er auf Deck sich vom Winde seine traurigen Gedanken aus dem Kopf blasen ließ, während sie der verzweifelten Mutter von ihren eigenen Reisen erzählte, auf denen noch ganz andere Dinge vorgekommen waren. Und doch war immer alles gut ausgegangen. So würde es auch hier der Fall sein.

Als Dr. Heinicke die Kapitänskajüte betrat, traf er den Spazierstockmann, der mit dem Kapitän zusammen über einer Zeichnung saß und sich Notizen machte. In der Luft stand eine blaue Zigarettenwolke.

Der Kapitän erhob sich.

„Herr Dr. Marsson hat mir bereits alles erzählt. Einen Unglücksfall halte ich für ausgeschlossen."

Dr. Heinicke schaute mit unverhohlener Geringschätzung auf den Sitzenden.

„Herr Dr. Marsson hat sich an dem Suchen wohl nicht beteiligt? Es war ihm zu anstrengend."

Er war empört; er hatte von diesem Herrn, der ihnen das schöne Edinburgh hatte verleiden wollen, gleich nichts gehalten. Hier offenbarte sich sein Charakter noch kläglicher. Ein junges Mädchen, das vor wenigen Stunden ihm gegenüber am Frühstückstisch gesessen hatte, lag jetzt vielleicht im Sterben und war schon tot, da die Rettung nicht rechtzeitig genug gekommen war! Dieser Herr aber plauderte gemütlich bei einer Zigarette mit dem Kapitän!

„Ich habe doch gesucht," sagte Dr. Marsson, „ich habe hier gesucht."

„Hier?" Dr. Heinicke wurde sarkastisch, „hier ist das Suchen allerdings bequemer. Natürlich haben Sie hier das Fräulein gefunden?"

Dr. Marsson nickte. „Ich hoffe, ja. Herr Kapitän! ich darf um den Burschen bitten."

Der Kapitän ließ einen Schiffsjungen holen, mit dem Dr. Marsson langsam durch das Schiff ging. Er hatte keine Eile. Denn er wußte, daß er sie finden würde. Er hielt den Schiffsplan in der einen Hand, mit der anderen sein Notizbuch und schaute abwechselnd bald in das Heft, bald in den Plan.

Er hatte die Wahrheit gesagt, als er behauptete, daß er in der Kajüte des Kapitäns nach dem jungen Mädchen gesucht habe. Er hatte mit dem Kopf gesucht, nicht mit den Augen. Er hatte überlegt, wo sie sich aufhalten könnte, hatte alle Möglichkeiten in Erwägung gezogen und sich dann die Örtlichkeit notiert, über deren Lage ihn der Schiffsplan informierte.

Vielleicht war sie in ihrer Kabine oder in einer der beiden größeren Kajüten oder im Laderaum, um etwas aus ihrem Koffer zu holen. In diesen vier Räumen war schon nach ihr gesucht worden, er brauchte also hier nicht noch einmal zu suchen. Auch den Weg in die Küche durfte er sich sparen, obgleich sie dort gewesen sein sollte. In der Küche konnte sie sich nicht verlaufen haben; denn die Küche war sehr klein, obwohl sie sehr gut eingerichtet war und elektrische Koch-, Brat- und Heizapparate hatte. Er hatte beim Vorbeigehen mehrmals hineingeschaut und sich immer gefreut, daß sie so sauber und komfortabel aussah. Doch ebenso sauber und praktisch eingerichtet waren auf dem Schiff auch andere Räumlichkeiten, die ebenfalls im Dienste des menschlichen Stoffwechselprozesses standen und das Gegenstück zur Küche bildeten. An diese Appartements hatte er zuerst gedacht, als es hieß, daß Minchen Enkelmann verloren sei.

Als er die zweite Kajüte betrat, fand er vor dem gesuchten Appartement einen Berg von Koffern. Er nickte. So ungefähr hatte er es sich gedacht. Auf seinen Wink holte der Junge den Steward der zweiten Kajüte.

„Warum wurden diese Koffer hier aufgebaut?"

„Weil nirgendwo mehr Platz ist."

„Wann haben Sie die hier hinstellen lassen?"

„Heute Vormittag. Die Passagiere müssen zu den Zwischendecklern gehen. Es geht nicht anders. Bei jeder Fahrt ist es das Nämliche."

Der Steward zuckte die Achseln.

Dr. Marsson nickte wieder. Der gleiche Fall war ihm schon einmal begegnet. Warum machen die Menschen überall dieselben Dummheiten? Die Auswahl ist doch so groß.

„Räumen Sie sofort die Koffer weg und machen Sie die Tür auf. Sie haben eine junge Dame hier eingesperrt. Hier haben Sie eine Krone. Sprechen Sie mit niemandem darüber."

Dann nahm er seinen Stock und ging, um Frau Enkelmann zu melden, daß ihre Tochter sich wieder gefunden

habe. Er wollte nicht dabei stehen, wenn sie heraus kam. Es mochte ihr peinlich sein. Auch dem Jungen hatte er eine Krone gegeben, damit er den Mund halten sollte.

Zehn Minuten später erschien Minchen Enkelmann auf Deck. Sie hatte dickverschwollene Augen und sah etwas verlegen aus.

Eine lange Geschichte hatte sich Frau Enkelmann in der Eile ausgedacht, nachdem der erste Schreck und die Wiedersehensfreude verrauscht waren. Minchen war nur in der Küche gewesen, hatte dort niemanden getroffen, den sie fragen konnte und war in dem halbdunkeln Raum über eine Kartoffelschale gestolpert. Dabei war sie hinter den Herd gefallen und hatte sich den Fuß vertreten und hatte nicht wieder aufstehen können, bis jetzt.

Dietrich Overweg war selig, als er sein Minchen wieder neben sich sitzen hatte. Erst, als er fühlte, daß er sie verlieren konnte, war er sich klar darüber geworden, wie wert sie ihm war. Sie mußte neben ihm sitzen und er hielt ihre Hand fest, damit sie nicht aufstehen konnte. Immer wieder versicherte er ihr: „Ich riech es, daß du die ganze Zeit in der Küche gesteckt hast. Ich riech es ganz deutlich. Auf meine Nase kann ich mich verlassen."

Eine Stunde lang stand Minchen Enkelmann im Brennpunkt des allgemeinen Interesses. Doch bald machten die stetig wechselnden Landschaftsbilder ihr den Rang streitig und gegen Abend war der Vorfall beinahe vergessen.

Böiger wurde die See, schwerer stampfte das Schiff. In der achten Abendstunde wurde Bell Rock gesichtet. Der Leuchtturm an der Nordspitze Schottlands. Jetzt ging es mit Volldampf in den Atlantik hinein. Schwer wälzte sich vom Osten her der Wogendrang und kämpfte gegen die aus dem Ozean kommende Strömung.

Immer schwerer wurde die Dünung. Schon trugen die Wellen weiße Kämme und das Schiff tanzte wie ein Ball auf ihnen. Als Dr. Heinicke zum Nachtessen in den Salon kam, fand er alles seetüchtig verstaut. Leisten zogen sich über den Tisch und teilten ihn in kleine Hürden, in die Becher und Schüsseln gestellt wurden, so daß nichts herausfallen konnte. Doch nur wenige Passagiere hatten ihre Plätze eingenommen. Die meisten hatten es vorgezogen, sich hinzulegen und ein Nachtessen nicht erst zu sich zu nehmen, das sie doch nicht lange behalten würden.

Dr. Heinicke sah sich suchend unter den Passagieren um; als er Hedda Vulpius nicht unter ihnen erblickte, machte er kehrt und stieg wieder die Treppe hinauf. Denn daß sie nicht seekrank war, glaubte er zu wissen.

Hedda saß wieder auf ihrem Lieblingsplatz, vorn an der Schiffsspitze und schaute in die Brandung hinaus. Möven und Eissturmvögel jagten neben dem Schiff her und berührten im Fluge die Wogenkämme. Auch die dünnen Wasserstrahlen, die die Wale in die Luft blasen, glaubte sie zweimal gesehen zu haben. Sie saß still und hielt den Kopf in den Händen; ihr Atem ging stoßhaft und ihre großen Augen glitten wie suchend über die weißen Schaumköpfe. Wenn doch Elterlein jetzt bei ihr wäre wie heute vormittag!

„Guten Abend, Fräulein Vulpius. Warum kommen Sie nicht herunter zum Essen? Es ist bereits aufgetragen."

Dr. Heinicke war hinter sie getreten.

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist viel schöner hier. Sehen Sie doch! Das Meer leuchtet."

Sie wies mit dem Finger in eine bestimmte Richtung.

Dr. Heinicke hatte sich neben sie gesetzt. „Es sind Peridinien. Sie leuchten immer. Das eigentliche Meerleuchten kommt erst später, im August."

„Wollen Sie mir nicht ein wenig erzählen?" bat sie, „was sind Peridinien? Wie kommt das Meerleuchten zustande? Das alles ist so interessant. Sie wissen doch gewiß auch darüber Bescheid."

Er durfte ihr Vertrauen nicht täuschen. Dieser Glaube an sein umfassendes Wissen war rührend. Wie ein Kind sah sie zu ihm auf und meinte, daß ihm nichts unmöglich sei.

Er begann von den Peridinien zu sprechen, von den kleinsten Lebewesen der nordischen Meere, die so klein sind, daß sie nur unter dem Mikroskop in hundertfacher Vergrößerung sichtbar werden. Es sind kleine, mit einem braunen Saft angefüllte Kugeln die zwei bis drei Millimeter lange Geißeln ausstrecken. Mit Hilfe dieser Geißeln rudern sie im Wasser umher. Nachts strahlen sie Blitze aus. Sie leben in mittleren Tiefen und bedingen, wenn sie in großen Mengen an die Oberfläche treten, das Meerleuchten. Von den Peridinien ging er zu anderen Meeresbewohnern über, die auch am Meerleuchten ihren Anteil haben, zu den Rädertierchen und Mollusken, zu den Polypen und Medusen. Als er erzählte, daß die Araber die Medusen „Candil el bach", das ist Meerlichter, nennen, kam Elterlein und setzte sich zu ihnen.

Am nächsten Morgen fuhr das Schiff im Nebel. Die Luft war kalt und so unsichtig, daß die Klippen und waldbedeckten Felsen der Shetlandsinseln nur als dunkle Umrisse für wenige Minuten aus den grauen Wolkenschleiern traten. Fast alle Passagiere blieben unter Deck, lagen auf den Decken, schrieben in den Kajüten Briefe oder Tagebücher, lasen, spielten Karten, tranken und rauchten oder hörten dem Klavierspieler zu, der vom frühen Morgen an, sobald der Salon aufgeräumt war, auf die Tasten losschlug.

Nur Dietrich Overweg wanderte über das Deck. Er hatte den Ölmantel angezogen und den Südwester aufgesetzt und fand es sehr schön. Er bedauerte nur, daß er keine Shagpfeife rauchen und nicht auf der Kommandobrücke stehen konnte. Doch mit der Shagpfeife hatte er einmal Bekanntschaft zu machen versucht und diesen Versuch nie wiederholt. Und auf der Kommandobrücke war während des Nebels den Fahrgästen der Aufenthalt nicht gestattet. Hier standen jetzt der Kapitän und der erste Offizier und beide starrten ununterbrochen in die graue Wand, in die das Schiff hineinfuhr. Die Maschine arbeitete mit halber Kraft. In kurzen Zeitintervallen tutete das Nebelhorn.

Hedda stand im Türrahmen ihrer Kabine und schaute hilfesuchend aus. Sie hatte dunkle Augenränder und war sehr blaß. Die Luft war furchtbar, kaum mehr zum atmen. Alle Luken waren geschlossen worden. Und zu alledem kam das Klavierspiel, das an ihren Nerven zerrte. Sie wußte nicht mehr, wo sie bleiben sollte. Auf Deck war der Aufenthalt unmöglich, weil zum Nebel sich Regen gesellt hatte. In der Kabine lagen Frau Enkelmann und Minchen auf ihren Betten und bejammerten sich gegenseitig. Umschichtig setzten sie sich zu Universalerben ein. Auch Minchen besaß eigenes Vermögen, das väterliche Erbteil, über das sie, da sie volljährig war, verfügen konnte. Ungeschmälert sollte es die Mutter haben, wenn sie ihr versprechen wollte, noch einmal, nach ihrer Rückkehr zu Herrn Langbein zu gehen und ihm klar zu machen, welch Glück er verscherzt hatte.

Doch Frau Enkelmann nahm das Teskat nicht an. Sie wußte, daß sie früher sterben würde, daß sie keine Stunde mehr zu leben hatte. Dann sollte Minchen alles haben. Und ohne jede Bedingung. Nur der Müffelmann sollte sie noch einmal Bescheid sagen. Denn die war schuld, daß ihre arme Mutter jetzt sterben mußte. Aber vorsichtig sollte sie sein, wenn sie mit der Müffelmann sprach. Denn die Müffelmann war eine hinterhältische Person. Am besten wäre es, wenn sie sich von Herrn Justizrat Ebenstein zuvor darüber aufklären ließ, wie weit man im Schimpfen gehen kann, ohne bestraft zu werden. Dann konnte sie ruhig bis an die äußerste Grenze gehen. Die Müffelmann verdiente es nicht anders.

Hedda hatte lange den Fall Müffelmann-Enkelmann mit anhören müssen. Dann war sie von ihrem Bett heruntergeklettert und nun stand sie in der Tür, ratlos und wußte nicht, was sie anfangen sollte. Sie war überall hin gegangen. In der kleinen Kajüte saßen die Schotten, tranken Whisky und rauchten, daß die Luft blau, zum Schneiden dick stand; in der noch kleineren Damenkajüte wimmerten Kranke, die in keiner Kabine hatten unterkommen können. Im Salon aber bearbeitete der Dresdener Künstler ununterbrochen Tasten und Pedale. Wenn wenigstens das Klavierspiel eine Zeitlang pausiert hätte! Dann hätte sie sich mit einem Buch in einen Winkel zurückziehen können.

Dr. Marsson kam barhaupt vom Deck die Treppe herunter. Er hatte seinen gewohnten Spaziergang machen wollen, aber es war nicht möglich gewesen. Das Deck war so glatt, daß er sich beim Gehen an der Reeling hatte festhalten müssen, während die Sturzwellen ihm die Füße netzten. Als noch ein Windstoß ihm trotz des Sturmbandes die Mütze vom Kopf riß und sie in das Meer schleuderte, hatte er den Versuch aufgegeben. Jetzt dürstete ihn nach einer Tasse heißen, starken Kaffees.

Als er Hedda sah, blieb er stehen. „Seekrank?"

Sie versuchte zu lächeln. „Noch nicht. Aber wenn der da drin noch lange spielt, werde ich es noch."

Gegen Abend klärte sich das Wetter auf. Plötzlich, wie er gekommen, war der Nebel wieder geschwunden. Das Himmelsgewölbe lag klar da, als wenn alle Wolken und Nebelschleier nur Wahngebilde gewesen wären. Durch die gereinigte Luft schillerte Perlmutterglanz auf den Wellen, und die See duftete.

Allmählich kam einer nach dem anderen an Deck, so weit er die Seekrankheit schon überwunden hatte. Denn noch ging die See hoch und das Schiff schlingerte Aber die Luft war von einer unbeschreiblichen Milde und Klarheit. Langsam verfärbte sich der Himmel; er wurde onyxfarben und äderte sich. In strahlender Majestät trat die Sonne aus den Wolken. Die Wellen und Wolken leuchteten ineinander. Es war wie ein Sonnenaufgang, abends gegen elf Uhr.

Doch die Strahlen der Sonne erloschen jäh, unvermittelt. Und jetzt war sie nur mehr ein großer glühender Ballon, der an der blauschwarzen Himmelswand hing. Wie eine rotglühende Kugel war sie, glühend zum Zerspringen

und das Meer spiegelte sie wider in purpurblutigen Schatten.

Mit Volldampf jagte das Schiff gen Norden, dieser roten Kugel entgegen, als ob es sie einholen wollte. Doch die Kugel, eben noch nah, schwamm plötzlich fern, dicht über den öligen Wellen, die den Horizont abschlossen. Jetzt erglühten die Felsen und das Meer war wie Blut und die Sonne tauchte wieder ins Meer und erhob sich nach wenigen Minuten wieder an derselben Stelle. Der Himmel geriet in Flammen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Mutter.

Skizze von Hedwig Stephan-Altona.

„Bist du heut abend zu Haus, Theo?"

Theodor blies sorgfältig ein Stäubchen von seinem Rockärmel. „Leider nein, Schatz. Ich habe mich mit Bekannten zu einem kleinen Bummel verabredet. Aber spät wird es bestimmt nicht."

Elisabeth seufzte, als der Gatte leise vor sich hinpfeifend die Wohnung verließ.

Eine Verabredung — eine Besprechung — eine Sitzung — — beinahe täglich gab es für Theodor einen Grund, den Abend außer dem Hause zu verbringen. Aber sie durfte ja nicht klagen — wie oft hatte er ihr gesagt: „Bei euch am Tisch hinter der Hängelampe kann ich keine Geschäfte machen, liebes Kind! Ein Kaufmann muß Verkehr haben, muß neue Verbindungen knüpfen und die alten befestigen. Schick' dich in Dinge, die ich nicht ändern kann."

Das wollte sie ja auch — aber es war doch so schwer, immer allein zu sitzen, wenn Ruth zu Bett war! Und wenn sie an die ersten Ehejahre dachte — ob Theodor es nicht vielleicht doch einrichten könnte, ab und zu bei ihr zu bleiben, wenn es ihn ernstlich danach verlangte?

Freilich, so hübsch und lustig wie damals war sie nicht mehr; allerlei Sorgen und große und kleine Leiden hatten sie ein wenig müde und vor der Zeit alt gemacht. Aber sie konnte doch noch recht gut aussehen, oh gewiß, zum Beispiel in dem neuen mandelgrünen Tuchkleid, und wenn sie sich sorgfältig und modern das Haar machte.

Und da kam ihr plötzlich ein verlockender Gedanke. Ob sie es einmal wagte, Theodor abzuholen und ihn zu bitten, mit ihr auszugehen, anstatt mit den Freunden? Zwar, er liebte das Abholen nicht, und Ruth war abends noch niemals allein geblieben — aber schließlich war sie mit ihren zwölf Jahren doch kein kleines Kind mehr, und es ging ohnehin schon viel zu oft nach ihrem hübschen, eigenwilligen Kopfe.

Richtig gab es denn auch noch einen Tanz mit der verwöhnten Einzigen.

„Fort willst du, Mutti? Den Vater abholen? Ach, Mutti, geht ihr dann in ein Musikhaus? Mutti, nimm mich doch mit — die Irma Bieber geht auch immer mit ihrem Vater — da werden immer so feine neue Schlager gespielt — „Die Blanka, ja, die Blanka" oder „Ich weiß was von dir —"

„Aber Ruth!" Elisabeth war ganz entsetzt. „In ein solches Kaffeehaus werden wir sicher nicht gehen — und du bleibst natürlich zu Haus und legst dich hübsch artig um halb neun zu Bett — hörst du, Liebling? Ich bring' dir auch Schokolade mit!" — —

— — Als Elisabeth in ihrem neuen Kleide mit roten Wangen und glänzenden Augen im Geschäft ankam, musterte man sie sehr erstaunt. Der Buchhalter rieb sich verlegen die Hände.

„Herr Straßmann ist schon fort — ja — leider — —"

„Schon fort? Ist er denn nicht immer bis sieben Uhr hier?"

„Gewöhnlich wohl, aber heut' —"

„Ach, er sagte etwas von einer Verabredung — da haben die Herren ihn wohl abgeholt?"

„Die Herren —? Ach so, ganz recht — ja, die Herren haben ihn abgeholt — er wird lebhaft bedauern — —."

Bitter enttäuscht und von einer Unruhe befallen, für die sie selbst keinen rechten Grund wußte, verließ Elisabeth das Haus und ging die Straße hinunter. Das Menschengewimmel, die gellenden Hupensignale, die blendende Lichtfülle um sie her verwirrte und ängstigte sie — wie lange war sie aus ihrem stillen Vorort nicht des Abends hierher in diesen Trubel gekommen!

An einer Kreuzung machte sie zögernd Halt — der Polizist hatte soeben die Hand erhoben, und für einen Augenblick stockte die Wagenreihe. Ein geschlossenes Auto hielt dicht neben ihr — eng aneinandergeschmiegt saß ein Liebespaar in der Ecke; der Mann beugte sich über die Hand des Mädchens und küßte sie zärtlich; dann hob er den Kopf — der helle Strahl der Straßenlaterne fiel gerade auf sein Gesicht — — und wie ein scharfes Schwert fuhr es Elisabeth durchs Herz.

„Theodor — Theodor!" Sie schrie es laut heraus, aber der Wagenzug hatte sich schon wieder in Bewegung gesetzt.

Wie festgewurzelt blieb sie an derselben Stelle stehen und starrte dem Wagen nach, mit einem seltsam leeren Ausdruck in den Augen. Erst als der Polizist auf sie zutrat und sie argwöhnisch musterte, zuckte sie auf und schritt schwerfällig die Straße hinunter.

Also das waren die Geschäfte, die Theodor immer des Abends von zuhause fernhielten! Mit leichtfertigen Mädchen vertat er Zeit und Geld, und die andern wußten davon — man lächelte wohl schon über sie und zuckte die Achseln — deshalb war auch der Buchhalter vorhin so verlegen gewesen — — oh, diese Schmach, diese unerhörte Schmach!

Aber nun war es aus zwischen ihm und ihr — ganz und für immer! Wie wäre auch ein Zusammenleben möglich mit einem solchen Manne, der sie belog und hinterging? Und gottlob, sie besaß ja noch eine Heimat, sie konnte sich in den einsamen Heidehof flüchten, da oben am Meer, wo sie immer mit Ruth die Schulferien verbrachte.

Ruth — ihr Kind — — — Ihr schwindelte plötzlich, und sie mußte sich an eine Hauswand lehnen.

Ja, auf Ruth würde sie verzichten müssen, die gab Theodor freiwillig nicht her, das wußte sie ganz genau. Und Ruth würde sie vielleicht bald vergessen, die unbequeme Mutter, die so oft tadelte und in der Regel verbot, was Ruth gerade gern mochte. Beim Vater würde sie es schon gut haben, oh ja — der verzog seine niedliche Puppe nur zu gern; ihren Trotz fand er „rassig", und wenn sie Gassenhauer sang, die sie nicht verstand, wollte er sich totlachen. Er würde sie überallhin mitnehmen, mit dem süßen Gift seichter Freuden ihr das allzu empfängliche Herz füllen — ihre Seele würde verloren gehen, diese junge, noch reine Seele, die sie hätte lenken, halten können. War sie dazu nicht ihren Händen anvertraut worden? —

Von widerstreitenden Gefühlen hin- und hergerissen, kam Elisabeth zu Hause an. Ruth war eben zu Bett gegangen und streckte ihr beseligt die Arme entgegen.

„Wie herrlich, daß du kommst, Mutti! Ich habe mich schon so nach dir gebangt! Einzige Mutti, nun sing' mir vor'm Einschlafen noch was vor, ja? Das Lied, was du neulich abend sangst: „So nimm denn meine Hände — und führe mich — —" Das ist doch viel, viel schöner, wie die Schlager von der Irma Bieber!"

Da atmete Elisabeth ganz tief auf und beugte sich zu ihrem Kinde herab. Sie preßte die zarte Gestalt fest, fest ans Herz und flüsterte in das weiche Blondhaar Worte, die Ruth nicht verstand.

Ein Dank waren sie und ein Gelöbnis.

Die Krawatte.

Zum Geburtstag schenkte mir meine Frau eine Krawatte. Blaue Seide mit weißen Streifen. „Nicht wahr — entzückend?" fügte sie gleichzeitig hinzu und sah mich fragend an.

Ich bedankte mich sehr schön, gab meiner Frau einen artigen Kuß, schwieg mich aber im übrigen aus.

Drei Tage vergingen. —

„Aber warum bindest du denn nicht die neue Krawatte um?" fragte plötzlich meine Frau.

„Weil die alte noch gut ist . . ."

„Sie gefällt dir wohl nicht?"

„Warum nicht . . ."

„Gesteh's nur: sie ist nicht ganz nach deinem Geschmack!?"

Ich lächelte belustigt.

„Nur heraus mit der Sprache!" meinte sie und fügte sehr vernünftig (auch Frauen können vernünftig sein!) hinzu: „Man kann ja auch einen anderen Geschmack haben, als ich."

„Gewiß kann man das, Mizzi. Und zwar sind meines Erachtens die Menschen in nichts so verschieden wie in ihrem Krawattengeschmack. Deine Krawatte ist gewiß recht hübsch, aber — na — ich würde mir zum Beispiel eine hochrote vorziehen."

„Nun, dann tausch' sie dir um?"

„Hm . . ." Ich suchte auf der Rückseite nach der Firma und las den Namen eines großen Krawattenhauses, wo ich oft schon meinen Krawattenbedarf gedeckt hatte.

Bereits am Nachmittag suchte ich das betreffende Geschäft auf. „Gestatten Sie, daß ich eine von meiner Frau bei Ihnen gekaufte Krawatte umtausche?"

Der Geschäftsmann war von meinem Vorschlag nicht sonderlich erbaut. Doch da ich ihm als guter Kunde erschien und die Krawatte eine noch mädchenhafte Unberührtheit aufwies, gestattete er mir den Umtausch.

Er empfahl mir, statt der blauen Krawatte eine grüne zu nehmen. Doch ich nahm eine rote.

Damit war die Sache vorläufig erledigt. —

Am nächsten Tage besuchte ich mit meiner Frau meines Freundes Familie.

„Aber!" rief Kurt mir zu, als ich zur Tür eintrat, „wie kann man denn als reifer Mann eine knallrote geradezu schreiende Krawatte tragen!"

„Ich fühle mich eben noch jung. Im übrigen vertrete ich die Ansicht, daß wir Männer in unserer Kleidung viel zu viel Grau und Schwarz haben. Das wirkt ermüdend, eintönig, geistlos. Die Krawatte ist noch die einzige Gelegenheit, sich ein persönliches Licht aufzusetzen, sich sozusagen eine Note zu geben."

Mein Freund schüttelte energisch den Kopf, ging dann zu einem Kasten und zog eine schwarzseidene Krawatte hervor, die er mir schmunzelnd mit Cäsarenblick überreichte.

Ich band sie mir um.

„Famos!" rief jetzt mein Freund.

In demselben Augenblick läutete es. Gleich darauf trat der junge Dr. N., unser beiderseitiger Freund, ins Zimmer.

„Holla! Wie mir scheint, bin ich in ein Modeatelier geraten?" rief er lachend und drückte uns die Hand.

„Schlipsprobe."

„Na, aber dann nicht totes Schwarz, mein Lieber!" meinte er. „Rot würde dir entschieden besser stehen."

Wir alle lachten.

„Nein," sagte der Gastgeber, „Rot ist eine Papageienfarbe. Schwarz bleibt immer fein —"

„— und traurig. Farbenfreude! Das ist es, was uns degenerierten Menschen fehlt. Frische! Jugend! Pulsierendes Leben!!"

Ich frohlockte innerlich. Einen besseren Verteidiger hätte ich mir nicht wünschen können.

Da trat die Gastgeberin ein, die von einer Besorgung zurückkam.

„Du hast immer einen guten Geschmack bewiesen," rief ihr der Gatte entgegen. „Jetzt entscheide mal, Liddy, welche Krawatte steht ihm, eine rote oder eine schwarze?"

„Keine von beiden. Unserm Freund steht nur Violett!"

„Nein, dann noch eher Blau," rief meine Frau.

Im Nu gab es einen förmlichen Farbenskandal: alles schrie durcheinander. „Blau! Weiß! Grün! Grau! Gestreift! Gepunkt! Gesplittert!"

Resultat? —:

Seit jener Stunde trage ich, was ich allein für gut befinde und wenn mir eine ganze Welt von Menschen — und Farben entgegensteht.

E. T. A. Hoffmann und der Droschkenkutscher.

Ein Stückchen zum 150. Geburtstage des Dichters (24 Januar).

Mitgeteilt von **Historicus**.

(Nachdruck verboten.)

E. T. A. Hoffmann hatte selten Geld.

Als er eines Abends, aus der Weinstube von Lutter und Wegener in Berlin kommend, in eine Droschke gestiegen war, die ihn nach Hause bringen sollte, fiel ihm plötzlich heiß ein, daß er keinen roten Pfennig mehr in der Tasche und in seiner Wohnung auch keinen Pfennig mehr hatte.

Was tun?

Aussteigen und den weiten Weg zu Fuß machen?

Nein!

Also fuhr der Dichter ruhig weiter und stieg, als der Wagen an seiner Haustüre hielt, heraus, dem Kutscher in ängstlich-besorgtem Tone erzählend, er habe zwei Louisdor in der Kutsche verloren. Er wolle rasch ins Haus gehen und ein Licht holen, weil er die Geldstücke im Dunkeln nicht finden könne.

Er ging nach der Haustüre, schloß auf, stieg die Treppe hinauf und hielt sich eine Weile in der Stube auf.

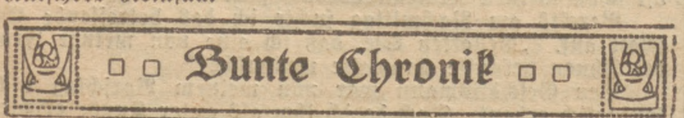
Was aber war das?

Hoffmann hörte mit einem Male, wie der Kutscher mächtig auf das Pferd einschlug und in raschem Tempo davonfuhr.

Der Dichter lief rasch hinunter und rief hinter der Kutsche her. Aber vergebens.

Sie entschwand.

Am nächsten Abend aber lachte der Stammtisch bei Lutter und Wegener herzhaft über Hoffmanns Einfall und des Kutschers Reinfall.



* **Ein schönes Mädchen als Schießpreis.** Die Schützengilde von Utah (Nordamerika) hatte vor kurzer Zeit einen eigenartigen Schießpreis für ihren Schützenkönig bei dem alljährlichen Schützenfest festgesetzt. Miß Nelly Brown, eine begeisterte Jägerin in den Waldtriften Amerikas, hatte den Entschluß gefaßt, nur einen hervorragenden Schützen zum Gatten zu erwählen. Da sie mit Glücksgütern reich gesegnet ist, fällt die Wahl nicht schwer. Als moderne Penelope erklärte sie, daß sie demjenigen Schützen Hand, Herz und Vermögen reichen wolle, der beim Schützenfest sich als Sieger erweisen würde. Um sicher zu sein, daß sie auch einen tüchtigen Schützen zum Mann bekommen würde, stellte sie selbst sehr scharfe Bedingungen, denen sich die Bewerber um ihre Hand unterziehen mußten. Sie wählte fünfundzwanzig Schützen im Alter bis zu fünfunddreißig Jahren aus. Nun ging der große Wettbewerb los. Es galt nicht nur den Titel eines Schützenkönigs zu erlangen, sondern auch ein schönes Mädchen heimzuführen, das eine nicht zu verachtende Villa ihr Eigentum nennt. Das Heiratsschießen dauerte drei Tage. Am Abend des dritten Tages wurde das Ergebnis der atemlos lauschenden Menge, die aus der ganzen Umgebung zu diesem sensationellen Ereignis zusammengeströmt war, mitgeteilt. Der Glückliche war ein junger Arzt von achtundzwanzig Jahren namens Dr. Max Schmitt, der noch nicht lange in Amerika sein soll. Er war nicht nur der beste Schütze von den 25 Auserwählten, sondern überhaupt der beste Schütze der ganzen Gilde. Er führte also die Braut mit vollem Recht heim, die sehr stolz als neue Schützenkönigin an der Seite ihres Bräutigams daherschritt. Die „erschossene" Braut erklärte dem Interviewer, daß sie sehr glücklich sei und ihren Bräutigam schon darum allein sehr lieben würde, daß er ein so vorzüglicher Schütze ist, wenn er auch nicht so hübsch wäre. Um ihr Glück aller Welt zu verkünden, veranstaltete sie am nächsten Tage in ihrer Villa ein großes Verlobungsfest, zu dem sie alle Schützen einlud. Es war ein wahrer fürstlicher Königs- und Verlobungsschmaus.

*

* **Die erste Stadt mit Gummipflaster.** Die Stadt Cincinnati im Staate Ohio wird die „Königin des Westens" genannt. Zur Erhöhung ihres Ansehens wird es noch beitragen, daß sie als erste Stadt in USA. zur Gummipflasterung übergegangen ist. Es wurden, wie die „Umschau" mitteilt, Gummiplatten von 30 : 15 : 2½ Zentimeter auf Beton verlegt, und zwar auf eine Zwischenschicht einer heißen Masse, die mit Stampfasphalt eine gewisse Ähnlichkeit hat, aber vornehmlich aus Zement und Gummi besteht. Die Platten sind miteinander verlappt und werden auf die Unterlage festgenagelt, um ein Werfen zu verhindern. Acht Mann verlegten 60 Quadratmeter stündlich. Der Verkehr wickelt sich nun völlig geräuschlos ab. Weder die Hufeisen der Pferde noch die Eisenreifen schwerer Lastfahrzeuge hinterlassen auf dem Gummi Eindrücke.

*

* **Wieviele Vulkane gibt es?** Die Zahl der Vulkane auf der Erde muß früher einmal außerordentlich hoch gewesen sein. Kann man doch heute noch von etwa 100 000 Erhebungen mit ziemlicher Sicherheit nachweisen, daß sie früher einmal vulkanischen Charakter gehabt haben. Ob freilich alle zur gleichen Zeit, das ist natürlich eine große Frage. Heutzutage dagegen zählt man nur noch etwa 300 Vulkane. Der vulkanärmste Erdteil ist Europa. Auf dem europäischen Festland gibt es überhaupt nur noch einen Vulkan, den Vesuv. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß die meisten Vulkane sich auf Inseln oder an der Meeresküste befinden. Der Stille Ozean ist von ganzen Vulkanreihen förmlich umrandet.

Lustige Rundschau



* **Bubi weiß es!** Bubi — drei Jahre alt — ist zum erstenmal mit den Eltern in die bayerischen Berge gefahren, wo man auf einem Landsitz die Zeit des Urlaubs verbracht hat. Nach der Rückkehr der Familie fragen die Bekannten auch Bubi, wie es ihm denn gefallen hat, und besonders wünscht eine Tante zu wissen, ob nicht gerade die schöne Milch dort seinen Beifall fand. Bubi aber äußert sich zu der Milchfrage, indem er sagt: „Die Milch hier bei uns ist viel schöner, sie bringt uns doch der Milchmann in der großen Kanne, dort aber wurde sie einem großen Ochsen aus dem Bauch in einen alten Eimer gepumpt."

*

* **Der kleine Graphologe.** Eine Fliege war in des Sanitätsrats Tintenfaß gefallen. Der kleine Sohn des Hauses rettet das Insekt und setzt es auf ein Stück weißes Papier. Nach längerer Beobachtung ruft er: „Muttchen, da ist eine Fliege, die schreibt genau so wie Papa!"

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.